



Ein Team: Die Medizinische Praxisassistentin und Tecum-Begleiterin Barbara Mathis hat zusammen mit Moritz die Schulung für Therapiehunde gemacht, und beide haben vor fünf Jahren bestanden.

Bild Olivia Aebli-Item

Er bringt Leichtigkeit und leistet dabei selber Schwerarbeit

Barbara Mathis begleitet Sterbende, und sie bringt Licht ins Leben von anderen Menschen. Wobei die Hauptarbeit da, nun ja, eigentlich ihr Hund macht.

von Ursina Straub

Sie müssen sich halt schon ein bisschen bücken. Na hier, unter dem Tisch! Et voilà, nun haben Sie mich entdeckt! Gestatten: Moritz, der Hund. Hütehundmischling aus Ungarn, wenn Sie es genau haben wollen. Ich weiss, mein Frauchen redet mit dieser Dame da. Journalistin, meinte sie. Was das wohl wieder ist? Vermutlich was ganz Schlaues. Egal. Was immer die palavern, im Grunde geht es hier ja um mich. Darum wende ich mich jetzt mal, Pardon, direkt an Sie.

Es ist nämlich so: Ich habe eine Arbeit. Yep! Seit fünf Jahren. Dafür fahren wir alle zwei Wochen im Auto zu einem älteren Mann. Ich weiss immer schon, wenns losgeht. Dann nämlich, wenn mein Frauchen, Barbara Mathis, das Therapiehundehalsband hervorholt. Okay, es sieht ein bisschen aus wie ein Lätzchen, ich gebs zu. Aber wen kümmert das schon? Das Halsband beweist, dass ich geschult wurde, die Prüfung bestanden habe und als Therapiehund arbeiten darf. Ja, logo, braucht es dafür ein Examen, sogar zwei. Was denken Sie denn?

Und nur damit das klar ist, jeden nehmen die da nicht. Bevor ich mit der Ausbildung anfangen durfte, musste ich zum Beispiel zeigen, wie ruhig ich an der Leine laufen kann und dass ich gelassen bleibe, wenn mich jemand am ganzen Körper berührt. Na ja, einige Zweibeiner machen das etwas ungeschickt, aber ich halte schon ein bisschen was aus.

Seltsame Gerüche, schrille Töne

Schwieriger wars mit diesen merkwürdigen Gestellen, die manche vor sich herschieben. Da musste ich mich erst daran gewöhnen. Und daran, dass es plötzlich von irgendwoher laut scheppert! Kurz unsicher werden darf ich, aber im nächsten Moment bin ich wieder die Ruhe selbst. Ja, und dann hat mir mein Frauchen halt alles ge-

Nach einer Stunde, das können Sie mir glauben, bin ich komplett erledigt.

zeigt, was es in diesen Häusern mit den Kranken und alten Menschen so gibt: spiegelglatte Böden, speziell gekleidete Personen, seltsame Gefährte, beissende Gerüche, grelles Licht. So habe ich das Examen locker geschafft. Frauchen findet übrigens, ich sei ausgeglichen, liebenswert und gerne bei Menschen. Da haben Sie es. Voll vertrauenswürdig. Seufz.

Einer glücklich, einer geschafft

Öhm, jetzt sind wir etwas abgeschweift. Wo waren wir noch gleich? Bei meiner Arbeit, genau. Also dieser Mann, er sitzt in einem fahrenden Stuhl und kann nicht so gut reden. Aber ich verstehe ihn trotzdem!

Wir gehen immer raus, bei Wind und Wetter. Wenn er unmerklich die Hand hebt, bedeutet das: da lang. Ball zurückbringen und Versteckis kapiere ich sowieso, das ist ja einfach. Sieht auch total leicht aus, was ich für ihn mache. Aber nach einer Stunde, das können Sie mir glauben, bin ich komplett erledigt.

Still dazusitzen, reicht vollauf

Einmal im Monat zieht mein Frauchen alleine los. Sie packt dann eine Tasche mit verschiedenen Sachen. Aber die braucht sie oft gar nicht. Eine Nacht lang sitzt sie meist still bei einem Menschen, der bald sterben wird oder schwer krank ist. Manchmal hält sie einfach nur seine Hand. Ich könnte das auch. Nicht die Hand halten, natürlich! Aber da mitgehen. Zu jemandem nach Hause, der an der grossen Schwelle steht. Auch dafür bin ich ausgebildet. Nur hat bis jetzt noch niemand beim Verein Tecum angefragt, für den mein Frauchen diese Einsätze macht. Aber das wird sicher noch.

Wie lange das hier wohl noch dauert? Von mir aus könnten wir dann mal langsam aufbrechen ...

Na, endlich! Fertig geredet. Noch mal fest ans fremde Bein drücken, aufmunternd wedeln und ab an die frische Luft!

Adventsserie

In der diesjährigen Adventsserie beleuchten die Redaktorinnen und Redaktoren das Thema «Licht» in all seinen Facetten. Vom Kerzenziehen oder Glühwürmchen über die Elektrifizierung von Furna bis zum Lämplichemuseum in Obermatten.



Wie der Stadtpark Chur den Spiegel vorhält – wenn man denn hinschaut

Seit Jahren besucht Werner Erb mit seiner Alphorngruppe mittwochs den Stadtpark. Diesmal gab es auch Besuch vom Bistum und der Reformierten Kirche.

von Gion-Mattias Durband

Es ist bitterkalt. Der Churer Hausberg Brambrüesch versperrt der Sonne den Weg in den Stadtpark. Gut zwei Dutzend Drogenabhängige trotzen hier an diesem Mittwochnachmittag den eisen Temperaturen. Heute sind sie nicht alleine. Unter einem grossen Baum, von dem an Schnürsenkeln einige zusammengebundene Schuhpaare hängen, liegen sie bereit, die acht Alphörner von Werner Erb und seiner Gruppe, die hier seit über zehn Jahren schon jeden Mittwoch in den Park kommen, um zu musizieren.

Eine ältere Frau ist zum ersten Mal dabei, ihre Freundin, die zu Erbs Gruppe gehört, habe sie auf die wöchentlichen Auftritte im Park aufmerksam gemacht. «Man kann die Augen ja nicht verschliessen», sagt die Frau. «Ich könnte mal einen Kuchen backen und mitbringen... Das würde mir auch guttun», sagt sie mit einem Lächeln. Auch an diesem Mittwoch haben Erb und seine Gruppe auf einem Tisch Kaffee und Backwaren für die Parkbewohner bereitgestellt, wie in jeder anderen Woche auch.

Schnitzelbrot vom Bischof

Auch der Churer Bischof Joseph Maria Bonnemain lauscht an diesem Tag zum ersten Mal den Alphornklängen innerhalb der Mauern des Stadtparks. Gemeinsam mit Pfarrer Robert Naefgen und Reto Küng, Vorstand der Reformierten Kirche Chur, ist Bonnemain hergekommen, die Menschen im Park kennenzulernen und mehr über die Arbeit von Werner Erb und seiner Gruppe zu erfahren. Und darüber, wie die Kirche ihn dabei am besten unterstützen kann. Die Medien hatten die Kirchen eigentlich bewusst nicht eingeladen – das hat ein Parkgänger übernommen.

«Schad, dass er nid im purpurnen Kostüm koh isch», scherzt ein Parkbewohner, während ein anderer vom Bischof im grauen Mantel ein Sandwich aus der Bistumsküche gereicht bekommt. Werner Erb gibt ihm noch ein paar Sandwiches obendrauf, «für di Schüche», die das ganze von einer Sitzbankgruppe aus beobachten. «Wott öpper as Schnitzelbrot kauft?», tönt es kurz darauf scherzhaft in Richtung der

Sitzbänke. Es gibt auch Desserts, von der reformierten Seite.

Seit 50 Jahren schon arbeitet Werner Erb als Sozialpädagoge mit Drogensüchtigen. «Mein Ziel ist seit jeher das gleiche: Begegnung und Austausch zwischen den Suchtkranken und der Bevölkerung schaffen. Und es geht darum, dass die Bevölkerung der Parkfamilie mit Akzeptanz und Respekt begegnet, statt sie als Abschaum abzutun», sagt er. «Das sind Menschen, die an einer Krankheit leiden: der Labilität, nicht Nein zu Drogen sagen zu können.» Und dafür tragen nicht sie alleine die Verantwortung, betont Erb. «Das ist auch das Produkt einer Gesellschaft, die miserabel mit dem Menschen umgeht.» Das erkenne jeder, der sich die Zeit nehme, diesen Menschen wirklich zuzuhören. «Das sind unglaubliche Leidensgeschichten, die diese Schicksale prägen.»

Aber eben davon, von einer Begegnung auf Augenhöhe und der Bereitschaft, zuzuhören, sei die Gesellschaft auch in Chur weit weg. Das sei etwas, was ihn nach all den Jahren auch etwas frustriere, räumt Erb ein. Denn wie die Parkbewohner leide auch die Gesellschaft an einer Krankheit: Statt der Drogen gehe es um die verlorene Fähigkeit, Schwäche und Verletzlichkeit zu zeigen. Und genau hier könnte die Bevölkerung auf der anderen Seite der Parkmauern so viel von den Suchtkranken lernen, sagt Erb, «denn wer leidet und innere Abgründe kennt, lernt auch vieles über das Leben. Vor allem eines: Ehrlichkeit».

Bischof Bonnemain pflichtet Erb bei: «Diese Menschen zeigen offen, wie sie sind, sie spielen nichts vor.» Und darin seien sie der übrigen Gesellschaft, die vieles hinter einer Fassade zu verbergen suche, einiges voraus. Die Nähe zu Menschen in ihrer ungeschminkten Realität, das sei seit seinen 37 Jahren in der Spitalseelsorge «mein Zuhause». «Die Sehnsucht nach einer Liebe, die uns nicht verrät, das verbindet alle Menschen.» Er werde wieder hierherkommen, um zuzuhören und für die Menschen da zu sein, sagt Bonnemain. «Es geht nicht darum, Schnitzelbrote zu verteilen. Man muss sich selber teilen. Es ist die Begegnung mit anderen Menschen, die uns Gott erfahren lässt.»



Etwas Wärme: Werner Erb (mit weisser Mütze), Bischof Joseph Maria Bonnemain (im grauen Mantel hinter dem Grill), Robert Naefgen (in Grün) und Stadtrat Patrik Degiacomi (ganz rechts) versammeln sich mit anderen hinter dem wärmenden Grill.

Bild Olivia Aebli-Item